

Die Zelle West

Nr. 1

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Die Insel der Seligen.

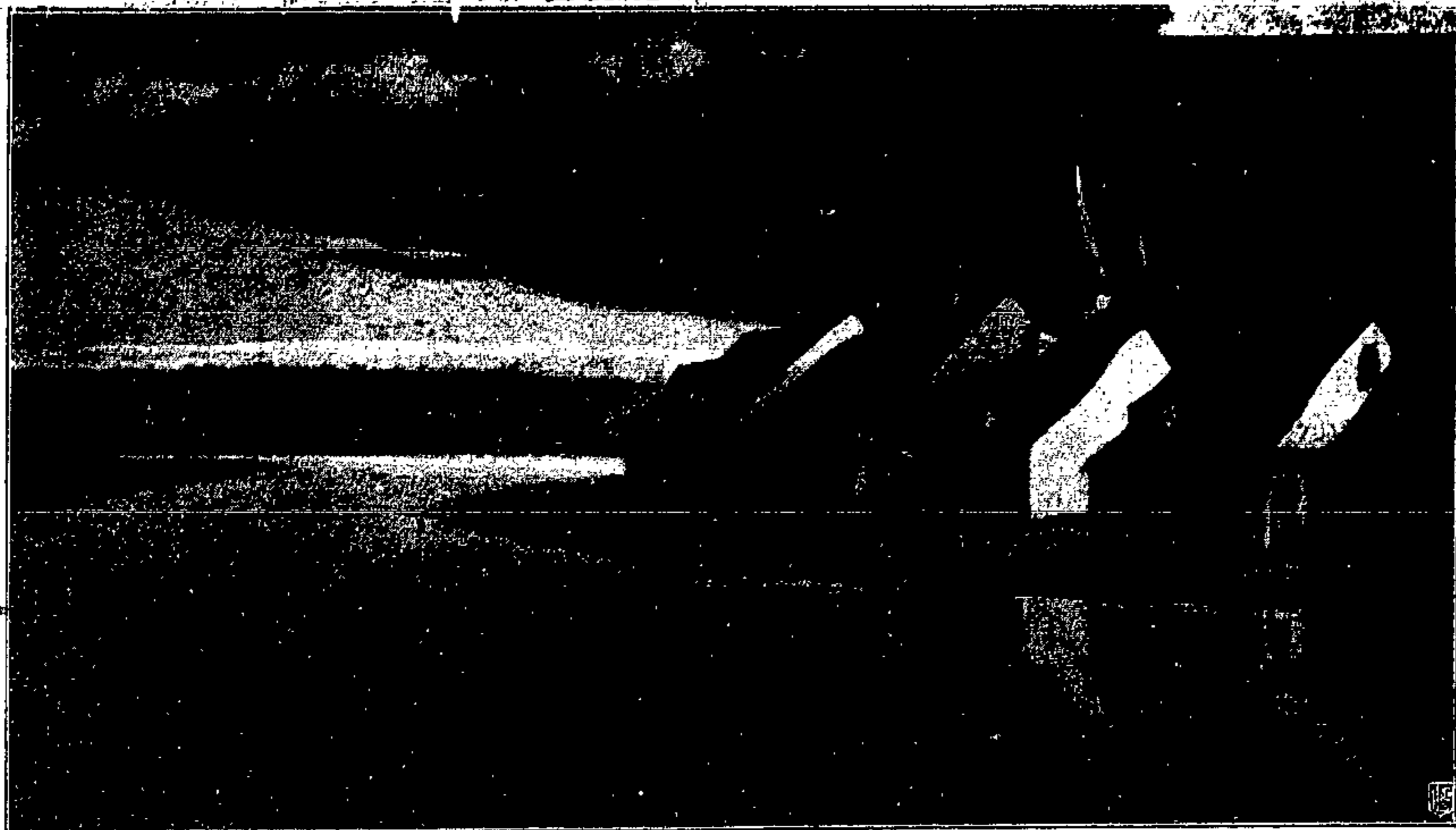
Novelle von August Strindberg. Autorisierte Uebersetzung.

1.
Der Dreimaster „Der schwedische Löwe“ hatte vor der Festung Elfsborg Blinde und Bonnet auf den Fockmast gehißt und war gerade dabei, den Anker zu lichten, als ein von den Muderbooten des Zolls vom Land abstieß und signalisierte, daß das Schiff noch nicht segeln dürfe; der Wind aber hatte bereits die

hülle, segelte unter kleinen Vorsegeln aufs Meer hinaus, während die Kanonen des Steuerbords eine volle Lage feuerten, auf die von der Festung geantwortet wurde.

Der „Schwedische Löwe“ hatte Schmiedewaren, Tuch und Stückgut geladen; außerdem hatte er fünfhundert Passagiere, die zum größten Teile aus Verbrechern bestanden und aus Anker-

vorzuzeigen und eine Erklärung abzugeben. - Aus ihrem Bericht ging hervor, daß sie die Studenten Lasse Hulling und Peter Snagg von der Universität Uppsala waren, beide überführt, sowohl im Stadtfeld wie auf einem Kommiss der Landsmannschaften, lästerliche Worte über den königlichen Professor Serenissimus Dlaus Rudbeckius und dessen eben, 1679, im Druck



Das verträumte Wasser.

Vorsegel gefüllt, und das Fahrzeug ritt auf der Ankertrosse.

Die Zollbeamten ruderten, was sie nur konnten; ein Lanende wurde ausgeworfen, und bald holte man das Zollboot an den großen Schiffsrumpf heran. Aus dem Boot kletterten zwei junge Männer und wurden durch ein Kanonenschloß ins Fahrzeug hineingelassen. Ihnen nach wurde ein lederner Sack geworfen, der ihr einziges Reisegepäck zu sein schien. Dann fuhr das Zollboot wieder zurück.

Der „Schwedische Löwe“ aber, der jetzt den Anker auf den Krayubalken hinaufbekommen

schmiedeten, Gefängnissen und Zuchthäusern geholt waren. Das Ziel des Schiffes war die Kolonie Neu-Schweden in Nordamerika.

Nachdem die beiden jungen Leute wohlbehalten durchs Zwischendeck nach oben gekommen waren und auf Deck standen, drehten sie sich um, und wie vom selben Gedanken ergriffen, streckten sie die Zunge aus; ob gegen die Festung oder das ganze Land, das blauend hinter ihnen lag, war schwer zu entscheiden. Nachdem sie auf diese Weise ihren vaterländischen Gefühlen Luft gemacht, suchten sie die Kajüte des Kapitäns im Achterkastell auf, um ihre Papiere

erschienenes Säkularwerk Atlantica oder Heimat der Menschen gebraucht zu haben.

In diesem Werk war dem Vaterland eine nie geahnte Ehre erwiesen, indem genannter Serenissimus zur augenscheinlichen Evidenz bewiesen hatte, daß Schweden nichts Geringeres als die Wiege des Menschengeschlechts sei.

Wegen ihres törichten und ungehörlichen Zweifels waren die Studenten Hulling und Snagg in den Karzer gesteckt worden; da sie sich aber in diesem mehr engen als gesunden Aufenthaltort unpassend und strafbar betragen hatten, waren sie zu Spießruten und Zuchthaus

verurteilt worden. Durch Seiner Majestät besondere Gnade begnadigt, hatten sie Erlaubnis erhalten, das Reich zu verlassen und mit dem „Schwedischen Löwen“ nach Neu-Schweden abzureisen.

Der Kapitän nahm die Erklärung mit freundlichem Grinsen auf. Er hatte von dem Buch Atlantica nichts gehört; als er aber erfuhr, daß es davon handelte, daß Schweden das gesunkene Atlantica oder die Insel der Seligen sei, stellte er sich sofort auf die Seite der Studenten und erklärte, jeder Seemann wisse, daß Atlantica im Großen Meer liege, das gerade von dieser Insel seinen Namen Atlantischer Ocean erhalten habe. Er hieß die gelehrten Herren willkommen und ward gut Freund mit ihnen.

Die Fahrt ging vor günstigen Winden über die Nordsee, durch den Kanal und auf die Spanische See hinaus.

Da man für den Fall einer Havarie die Gefangenen nicht in Fesseln zu halten wagte, und da man auch weder Flucht noch Meuterei fürchtete, weil alle zufrieden waren, reisen zu können, gingen sie frei umher und benahmen sich artig und anständig. Die Verheirateten hatten ihre Frauen und Kinder, die sie viele Jahre nicht gesehen, wiederbekommen; sie waren sehr glücklich und das Glück machte sie gut.

Es waren ja auch nicht so gefährliche Verbrecher. Einige hatten im Mord das Messer gezogen, andere waren vorm Kriegsdienst geflohen, wieder andere hatten von fremden Bäumen gepflückt, da sie eigene nicht besaßen.

Aus dunklen, ungefunten Gefängnissen entlassen, genossen sie in vollen Zügen den Anblick des großen Meeres, das sie mit Licht umgab. Alles war neu für sie, und sie spielten wie Kinder auf dem Deck. Bald wollten sie einen Delfin sehen, der auf der Woge tanzte; bald sollten die Seeleute einen Hai oder einen freigelegten Fischfang. Von der Arbeit befreit, war ihnen die ganze Reise ein einziger Feiertag; und sie konnten ohne Sorge für den Unterhalt an den dürftig, aber genügend gedeckten Tisch gehen.

Die beiden Studenten, die den Strich um den Hals gehabt, aber mit dem Schreck davon gekommen waren, fühlten sich gewissermaßen auch als Verbrecher und schlossen Bekanntschaft mit den Freigelassenen, die wie sie den Kampf des Lebens in einem neuen Land und unter neuen Verhältnissen von neuem beginnen wollten.

Lasse war durch Natur und Erziehung zu der Weltanschauung gekommen, daß alles, was geschieht, das Beste ist; Peter dagegen war der Ansicht, es sei doch nicht zu ändern. Und oft gerieten die beiden Kameraden in Streit über ihre verschiedenen Auffassungen von der Welt; dabei geschah es immer, daß jeder die Hälfte der Zuhörer auf seiner Seite hatte; was einmal den Schiffsarzt veranlaßte, den Zwist so zu schlichten, daß er beiden Hälften recht gab. Das Leben ist sowohl schwarz wie weiß, sagte er. Wer zufällig nur die schwarze Seite zu sehen bekommt, glaubt, alles sei schwarz; wer zufällig nur die weiße Seite zu sehen bekommt, glaubt, alles sei weiß. Und dabei blieb es.

So kamen sie zu den neun Inseln der Azoren. Da durften sie an Land gehen und die Beine bewegen. Sie glaubten ins Paradies gekommen zu sein, denn hier wuchsen Wein, Mais, Orangen, Ananas und Melonen unter freiem Himmel.

Ein Messerheld, der sechs Jahre in einer Unterkammer geessen hatte, wurde so fröhlich, daß man ihn binden mußte, und gebunden lag er an einem Bach und aß Apfelsinen, bis seine Nase gelb wurde; dabei schrie er, er sei Adam. Er wollte sich auch nackt ausziehen und sich nur mit einem Tabaksblatt bekleiden; da kam aber der Schiffsgeistliche und erklärte, es sei Sünde,

ohne Kleider herumzulaufen; der Mann bewies jedoch mit der Heiligen Schrift und der biblischen Geschichte, daß Adam nach dem Sündenfall nur ein Feigenblatt getragen habe; deshalb glaube er ein Recht zu haben, mit einem Tabaksblatt herumzugehen. Da aber demonstrierte ihm der Geistliche mit Hilfe der Kirchenväter und der Flora Exotica Suera, daß ein Feigenblatt kein Tabaksblatt sei.

Schließlich wurden die Passagiere wieder an Bord gebracht; man ging unter Segel und steuerte nach Antiquam.

Bisher war alles ruhig und gut gegangen, bis auf einen kleinen Sturm in der Nordsee. Jetzt aber, als sie im Begriff waren, in den Passatgürtel zu kommen, trat Windstille ein. Das Meer lag wie ein Quecksilberhorizont um sie herum, und das Schiff bewegte sich darauf wie eine Magnethadel. Die Hitze wurde unerträglich, der Teer rann von allem stehenden Gut und aus den Ritzen des Rumpfes. Man spülte den ganzen Tag, als fürchte man, das Schiff werde Feuer fangen.

Das dauerte acht Tage.

Da, eines Morgens, warnte der Ansgard auf dem Heckmast, Wolken seien im Norden zu sehen. Der Kapitän, der wußte, was das bedeutete, ließ sofort die Masten und alles Lose jurren, die Luken schloß und ersamte die Leute, aufs Schlimmste zu sein.

Nach wenigen Stunden, beim Frühstück, war ein schwarzer Rand am Horizont zu erblicken; wieder einige Stunden später war ein Geräusch zu hören wie von Wagen, die sich gegen ein Ufer brechen, oder wie der Wagenlärm einer Stadt. Uebers Wasser kam der Sturm daher. Ehe die Segel dem Fahrzeug hatten Haltung geben können, waren Masten, Stangen und Topps über Bord gefegt.

Vor den übriggebliebenen Untersegeln lenzte der Schwadronäre Vorwärts, und wärts; ohne zu wissen, wohin es ging.

Der Sturm raste drei Tage lang, und man erwartete jeden Augenblick, daß der Kiel auf Grund stoßen würde.

Der Priester, der betete und predigte, erklärte, man könne nichts anderes erwarten, da man Verbrecher an Bord habe. Er erinnerte an Jona und schlug dem Kapitän vor, auf Grund des Propheten Jona alle Verbrecher über Bord zu werfen, um die Gerechten zu retten; der Kapitän aber lehnte es ab.

Als die Not am größten war, ging Lasse Gulling zum Priester und stellte ihm vor, daß man sofort einen allgemeinen Fuß- und Betttag halten müsse; denn, sagte er, nur die unbereuten Verbrecher belasten die Wagschale. Der Vorschlag wurde angenommen, und die Beichte, von der man die Verbrecher befreite, weil sie ihre Verbrechen längst bekannt hatten, begann.

Als die Untersuchung zu Ende war, hatte man keinen einzigen Gerechten gefunden. Der Sturm aber hielt an.

Da war ein leises Gemurmel aus den Vorräumen zu hören. Die Leute hatten hin und her überlegt, und schließlich war ein Schlaupf auf die Idee gekommen, der Priester müsse auch beichten, denn er sei jetzt der einzige, der seine Sünden noch nicht bekannt habe.

Der Vorschlag wurde mit Aklamation angenommen; es war aber kein Beichtvater zu finden. Schließlich meldete sich Peter Suaga, da er in Hebräisch eine Vorprüfung zum Pastorexamen bestanden habe. Der Priester protestierte, aber vergebens. Er wurde an den Heckmast gebunden, und nachdem er scharfe Vorstellungen und freundliche Ermahnungen über sich hatte ergehen lassen müssen, bekannte er unter reichlichen Tränen, daß er in seiner Jugend eine Konfirmandin verführt habe.

Jetzt schritt man zur Beratung, an dem auch die Passagiere teilnahmen; und da der Priester

dafür gestimmt hatte, sie alle fünfhundert in die See zu werfen, fiel bald das Urteil, der Priester solle in die See geworfen werden. Und nachdem er sein letztes Gebet gesprochen hatte, wurde er in die See geworfen.

Der Sturm aber wurde immer stärker. Schließlich am siebenten Tage lief das Schiff während der Hundewache auf. Ein Geschrei beantwortete das Krachen des Rumpfes; der auf ein Unterwasserriß so aufgerannt war, daß der Bug direkt in die Höhe stand. Die gezurrten Kanonen wurden losgerissen und schlugen durchs Zwischendeck.

Bei Tagesgrauen begann das Schiff zu sinken. Da erblickte man aber Land im Süd.

Die meisten hatten sich in die Boote gerettet, jedoch ohne ein Spur von Proviant oder Kleidern oder Werkzeugen mitnehmen zu können.

Als die Sonne aufging, sahen sich alle gerettet, sechs-hundert Mann, und flogen in guter Ordnung an Land; das Schiff aber sank wie ein Stein, als sie den Fuß ans Land setzten.

2.

Nach siebentägiger Angst und Schlaflosigkeit waren die Reisenden so ermattet, daß sie sich sofort auf den Boden legten und unter den Klümmen, die am Ufer standen, einschlieften. Lasse Gulling und der Kapitän aber jagten aus, um zu Hundschaffen.

Ein so wunderbar schönes Land hatten sie noch nie gesehen; das war ihre erste Beobachtung, nachdem sie infolge der Wärme einige Kleidungsstücke hatten abwerfen müssen.

Was sie am meisten in Erstaunen setzte, war, daß in solch nördlicher Breite, denn sie waren noch sehr weit vom Äquator entfernt, ein so warmes, tropisches Klima herrschte. Bald aber fanden sie die Ursache in dem Vulkan, der sich allmählich anseigte, wie ein Vollwerkzeug. Die unterirdische Wärme die Insel in ein Treibhaus verwandelte.

Überall sahen sie Palmen mit Datteln und Kokosnüssen, den Beerenschnittbaum, die Banane oder den Pfirsich, eine Art Orange, Ananas, Feigen, Riesenerdbeeren, Melonen; und alle trugen jetzt entweder Früchte oder sollten bald welche tragen.

Daß das Land eine Insel war, litt keinen Zweifel.

Unter dem schattigen Gewölbe der Tannrinde schlängelten sich Bäche, und in dem roth Granit fanden sie Quellen mit eiskaltem Wasser; darüber waren sie erstaunt, da sie wußten, daß der Boden vulkanisch war.

Kapageien, Honigvögel und Tufane mit roten, grünen, blauen, gelben und goldfarbigen Federn flogen in den Wäldern umher und sangen lieblich, nicht wie die schreiendigen Exemplare, die sie in Käfigen gesehen hatten; aber es waren auch die einzigen Tiere, die sie antrafen.

Sie wanderten weiter unter dem Schatten der Bäume, über blühende Wiesen, die sich bis ans Meeresufer erstreckten. Die Wärme wurde immer drückender, und sie mußten ein Kleidungsstück nach dem andern auf die Erde werfen.

Zur Mittagszeit bestiegen sie den Vulkan, der erlöchen zu sein schien; und gegen Abend konnten sie an seinem Fuß unter Palmenblättern zur Ruhe gehen, sicher vor Ueberfall sowohl durch Menschen wie durch Tiere; denn sie hatten ihre Vermutung, daß sie auf einer Insel waren, die weder wilde Tiere noch gefährliche Menschen barg, bestätigt gesehen.

Als sie am folgenden Mittag wieder an den Landungsplatz kamen, fanden sie die Reisekameraden unter den Wäldern ausgestreckt, fast und halbnackt und in wachem Zustand träumend.

Bei der Beratung, die man nun pflog, wurde Lasse, der von allen der Kenntnisreichste und Tüchtigste war, zum Wortführer ausersehen.

Man fand die Insel allerdings über alle Beschreibung lieblich, aber man mußte an die Zukunft denken. Die erste Frage galt den Wohnungen, denn man erwartete den Winter. Lasse beantwortete diesen Einwurf sofort damit, daß man sich nach allen Berechnungen jetzt mitten im Winter befinde. Wer in einer dumpfen Hütte wohnen wolle, könne sich den Spaß machen, Wände niederzureißen und sie mit den Nägeln zu schälen, denn jedes Werkzeug fehle. Wer Friede und Ruhe mehr liebe, könne sich damit unterhalten, unter den Wänden einen Schuppen aufzuschlagen.

Die zweite Besorgnis galt dem Essen. Lasse versicherte, nach dem, was er an Pflanzen und Wäldern gesehen, werde hier das ganze Jahr über an Essen kein Mangel sein, denn wenn der eine Baum zu tragen aufhöre, beginne der andere.

Der dritte Einwand ging von den Frauen aus, die mit Wangen dem Tage entgegenzogen, da sie gezwungen waren, ohne Kleider zu gehen. Lasse machte sie darauf aufmerksam, daß sie jetzt bereits mitten im Winter halbnaakt gingen, also, wenn der Frühling komme, der Hitze wegen ganz naakt gehen würden, ob sie nun wollten oder nicht. Nachdem sie sich also gegen Mangel an Speise, Kleider, Wohnung, Feuerung und Wasser geschützt haben, blieb ihnen nur übrig, sich in ihre Lage zu finden. Und sie fanden sich darin.

Einen Rat aber gab Lasse ihnen: nicht auf einem Fleck zu bleiben, sondern sich über die Insel zu zerstreuen. Wenn sie etwas gemeinsam zu beraten hätten, werde er sie durch ein Horn, das er sich schon zu beschaffen wissen werde, zusammenrufen.

Und so trennte man sich für diesen Tag, nachdem Lasse zum Häuptling ausgerufen und als solcher eine Rede gehalten hatte, in der er alle aufforderte, zu essen, zu trinken und fröhlich zu sein, denn jetzt seien sie auf die Insel der Seligen gekommen; daran ist nicht zu zweifeln, und er wünsche nur, er hätte Professor Muddbeck hier unter vier Augen, dann würde er ihn schon zwingen, seine Mantilla mit Ledereinband und allem aufzufressen.

Für die Nacht suchte jeder sein Quartier unter Laubbüscheln an, die man an Baumzweige gehängt hatte.

Am folgenden Morgen aber rief Lasse seine nächsten Freunde, den Kapitän, Peter Snagg und den Arzt, zusammen. Nachdem sie sich Frühstück verschafft hatten, indem sie eine Dattelpalme schüttelten, warf Lasse gewisse wichtige Fragen auf, die die Zukunft ganz sicher beantworten werde.

Die erste Frage richtete er an den Arzt: „Würden Sie ohne Fleischspeise und Salz leben können?“

Der Arzt glaubte, nach allem, was er in Reisebeschreibungen gelesen habe, dürften sie bei einem so warmen Klima überhaupt kein Fleisch essen; und was das Salz betreffe, so enthielten die Früchte so viel Salz, daß es nicht mehr notwendig sei.

Während sie noch darüber berieten, hörten sie einen Schrei aus den nächsten Büschen. Ein Mann wurde hergeführt, bleich wie eine Leiche, und mit deutlichen Zeichen von Vergiftung. Als man ihn verhörte, kam es an den Tag, daß er, aus Verlangen nach Fleisch, mit einem Stein einen Vogel getötet hatte; als er ihn aber zu essen versuchte, wurde er sofort von Ekel erfasst und bekam Stolik. Der Arzt verordnete ihm, kein Fleisch mehr zu essen, und damit war die wichtige Frage entschieden.

Die zweite Frage stellte Peter Snagg: ob öffentlicher Gottesdienst, Volkszählung und amtliche Behörden einzuführen seien. Er kenne die Bosheit der Menschen, und wenn diese vielen Tauchenichte eine Zeitlang beschäftigungslos blieben, würde der Frieden bald gestört werden. Er schlug deshalb vor, man solle das Kirchen-

buch, von dem er ein Exemplar, zusammen mit einem Exemplar des Gesetzbuches, gerettet hatte, durchgehen.

Lasse wandte ein, jetzt würden auch die Verbrechen aufhören, da jede Veranlassung zu Zwisten, nämlich Mangel an Essen, Kleidern und Wohnung, aufgehoben sei. Wer würde stehlen, wo er vollauf für den Tag habe und nicht sammeln brauche? Wer würde morden, wo er keinen Anlaß zum Meid habe, da ja alle gleich reich und gleich mächtig seien? Wer würde einbrechen, wo es keine Häuser gebe, in die man einbrechen könne?

Zum Versuch wolle er das Gesetzbuch nehmen und einige Punkte durchgehen, und zwar die ersten besten. Er schlug das Gesetzbuch auf und las:

„Erstens: Grundrecht! Das können wir ohne weiteres streichen, da wir keinen Grund und Boden haben. Einverstanden?“

„Ja,“ antworteten die Versammelten.

„Zweitens: Erbrecht! Was soll man erben? Ein Feigenblatt oder die Schale einer Kokosnuss? Zu streichen? Was?“

„Ja,“ mußte die Versammlung antworten.

„Drittens: Vaugesetz! Erstes Kapitel. Wie der Bauplatz zu einem Dorfe angelegt werden, und wie die Grundstücke verteilt werden sollen. Zweites Kapitel. Das Grundstück bebaut wird! Wenn nur das Haupt nicht bebaut oder geleckt wird, so können wir das Gesetz auch streichen, nicht wahr?“

„Ja,“ antwortete die Versammlung.

„Viertens: Kirchengesetz! Da wir keine Kirche haben, so können wir das auch streichen.“

„Ja,“ antwortete die Versammlung.

„Fünftens: Strafgesetz! Fällt wohl von selbst, nach dem, was ich über Diebstahl, Raub und Mord angeführt habe, da die Veranlassungen fortgefallen sind.“

„Ja,“ antwortete die Versammlung.

„Sechstens: Ehegesetz! Diese Frage wollen wir aufschieben, bis die Zukunft uns einige Erfahrungen gebracht hat! Denn Heiraten hängt ja mit Grund und Boden zusammen, und wenn es keinen Grundbesitz gibt, gibt es auch keine Ehe.“

„Ja,“ antwortete die Versammlung.

Aber Peter Snagg opponierte.

„Jetzt,“ unterbrach ihn Lasse, „haben wir also das ganze Gesetzbuch gestrichen, und es bleiben nur die Deckel übrig! Die soll Peter Snagg zum Andenken haben, nicht wahr?“

„Ja,“ lachte die Versammlung; Peter aber gab noch nicht nach.

„Wetol!“ schrie er. „Wie soll eine Gesellschaft ohne Gesetze bestehen können?“

„Hör mal, Peter,“ antwortete Lasse, „die Gesetze sind gemacht, um den Mängeln der Gesellschaft abzuwehren; eine Gesellschaft, die keine Mängel hat, braucht keine Gesetze! Ist das nicht richtig?“

„Das ist richtig,“ antwortete die Versammlung.

„Peter Snagg aber,“ fuhr Lasse fort, „will lieber eine mangelhafte Gesellschaft mit Gesetzen, als eine vollkommene ohne Gesetze.“

3.

Ein Jahr war vergangen. Von allem, was man gefürchtet hatte, war nichts eingetroffen. Der Winter war ebenso warm wie der Sommer. Die Jahreszeiten unterschieden sich nur durch die verschiedenen Produkte, die sie hervorbrachten.

Nach der Meisezeit dieser Produkte hatte Lasse einen Kalender aufgestellt. Die Einförmigkeit im Essen war dadurch vermieden worden, und man befand sich bei bester Gesundheit. So hatte man vier Jahreszeiten von je drei Monaten: Banane, Brotfrucht, Dattel und Kokosnuss. Mit Banane oder Januar-März reiften Ananas und Orangen; mit Brotfrucht oder April-Juni reiften Riesenerdbeeren und

Feigen; mit Dattel oder Juli-September kamen Pfirsiche und Kirschen; mit Kokosnuss oder Oktober-Dezember kamen Aprikosen und Maulbeeren. Dazwischen gab's stets Melonen, Granatäpfel, Mais, Erbsen, Bohnen, so daß der Speisezettel immer neu war und bis in Unendlichkeit variiert werden konnte.

Da niemand arbeitete und die Hitze groß war, konnte man nur wenig essen. Und weil die Schiffskost hauptsächlich aus salziger Nahrung bestanden hatte, bildeten die Früchte eine gute Kur gegen den Skorbut; und durch diese Kur wurde die Pflanzennahrung allmählich eine Gewohnheit.

Einzelne Versuche, Fleisch zu essen, wurden mit Magenkrankheiten bestraft. Ein alter Trinker hatte entdeckt, daß man den Kokossaft zu einem berausenden Getränk gären lassen konnte; er wurde aber so krank davon, daß er's nicht wieder tat, und ein anderer auch nicht.

Bei dieser einfachen Nahrung milderten sich die Leidenschaften und man sprach nur freundliche Worte. Meid konnte nicht aufkommen, da es alle gut hatten; und Unordnung kam nicht vor. Mut und Haß vergingen: „Es ist viel zu warm, um viel Geschichten zu machen,“ sagte der Kapitän.

Nachdem man sich die Kleider, die auch zerfallen waren, abgewöhnt hatte, gewöhnte man sich daran, halbnaakt zu gehen; und schließlich bekleideten sich Männer und Frauen bloß mit einem Schutz aus fein geflochtenem Laub. Die Kinder gingen ganz naakt. (Beschreibung folgt.)



Eugène Laermans.

Von Robert Breuer.

Die ungemeine Bevölkerungsdichte Belgiens spürt man nirgends deutlicher als in den vom Proletariat bewohnten Vororten Brüssels. Schmale, schmutzige Straßen, kleine, windige Häuser, unzählige Kneipen. Die Armut und die Last der Arbeit stehen den Leuten im Gesicht, aber nicht weniger auch wilde Leidenschaften. Die flamische Sinnesfrende, wie sie Rubens in seinen „Bacchantenzügen“ austobte, ist nicht verstiegt, sie wurde von der Kirche und deren Festen genährt; nun, da die politische Emanzipation um sich greift, entläßt man den Priester, aber behält die Feste, die Kirnmessen, Jahrmärkte und was es sonst gibt. Harter Fron, Trinken, Tanzen und eine unentwegte Fruchtbarkeit geben die Signatur des Stammes. Der Bildungsstand ist ein sehr geringer, viele können weder lesen noch schreiben; von der Herrschaft des Jesuiten blieben Aberglaube und eine chronische, nur langsam lösliche Erstarrung des Verstandes. Aber Willen ist vorhanden; man begehrt vorwärts, man liebt das Glück und die bunten Farben. So geht das Volk durch die Lage, seufzend, vom Einerlei angetrieben, den Nacken gebeugt, wie im Joch — läßt die Spannung einmal nach, so brechen Triebe und Fehltriebe hervor — zuweilen aber läuft es wie ein Wetterleuchten und wie ein stummes Bittern durch die Massen, die eingepferchten Elementarkräfte dehnen sich, das Ahnen von einem kommenden Frührot der Menschenwürde packt die Seelen.

Nach der Natur ringsumher scheint unter einem Zwiespalt zu leiden, in einem mühsamen Werden begriffen. Die Großstadt, ihre Peripherie stetig erweiternd, kämpft mit Dörfern und dem freien Lande. Schon hat das Häusermeer sich hervorgeschoben, aber noch ist ihm nicht alles verfallen. Lücken gähnen, öde Plätze dehnen sich; zwischen spärlichem Gras liegen aufgestapelte Ziegel, weiter hinaus steht wohl noch eine alte Scheune, dahinter ein Wirtschaftshof. Dann wieder maffige Speicher, Werkstätten, Blumenärten — nur noch vereinzelte



Der Trunkenbold.

Hänschen, Ausspannungen — haufällige Gärten, schattige Alleen, Felder. Aber bis hier herüber wehen die Rauchwolken, streicht der schwarze Atem des Stadtkolosses. Hierher flüchten die von dem unbarmherzigen Getriebe Aufgebrauchten, die Opfer der Großstadt, Altersschwache, Krüppel, Verbrecher. — Nichts von dem Glanze der Metropole — nur ihr Elend strömt hier zusammen. Und doch quillt ein Trost, der vieles mildert — das Laub der Bäume, die Blumen an den Wegen, die weit sich dehrende Ebene mit ihrem grünen Leuchten und dem Himmel darüber. Ein solcher Außenposten der belgischen Haupt-

stadt ist Molenbeek. Dort wohnt ein Mensch, der all diese Dinge und Vorgänge mit Bewußtsein sieht, erlebt und, da er Maler ist, in Schönheit verklärt und gestaltet. Er heißt Eugène Laermans.

Man könnte ihn den Maler von Molenbeek nennen. Nicht als ob er dessen Straßen und Winkelgassen mit unermüdlichem Eifer auf die Leinwand gezeichnet habe — keineswegs, aber die Luft, die über diesen Stätten der Not und der Qual lagert, die Stimmung der in die Nacht Geschickten, der Hoffnungslosen, hat er geatmet; mit seiner ganzen Seele hat er

sich eingelebt in das kummervolle Dasein, das sorgenschwere Herz der Volksgenossen, er fühlt wie sie, er leidet mit ihnen. Die Leute von Molenbeek sind jedoch nur wie eine kleine Familie des die Welt erfüllenden Proletariats. Laermans erhob den speziellen Fall zur allgemeinen Gültigkeit. Er sprengte die Enge des Ortes; mit hellfeberischem Geist prägte er aus den einzelnen Individuen, die zu beobachten er müde wurde, einen Typus aus dem Maler des vierten Standes, dessen Lebensführung, dessen Hoffens und Mängens. So erinnert er an Mennier.

Dieses tiefe Verständnis für die Pein des Leibes und der Seele, für die Trübsal und den Mangel hat Laermans teuer genug erkauft müssen. Am eigenen Fleische lernte er das Schicksal begreifen, belächeln. — Im Jahre 1872, achtföhrig, wurde Laermans während einer heftigen Krankheit völlig taub, gleichzeitig erlitten die Sprachorgane eine starke Hemmung. Der Künstler kennt den Verlust, der ihn betroffen, und zu gut; aber er wurde darob nicht mürrisch und verbittert, das eigene Leid wandelte sich ihm zum Verständnis für das der anderen. Mit verständnisvoller Wehmut und scheinbar grundlosem, aber unverwundlichem Optimismus trägt Laermans die eigene Last, sucht er die der Genossen zu deuten. Er klagt nicht, er beschuldigt niemanden. Der Künstler, ihrem Brauen zum Trost, blickt er in die ruhige Pracht der Steine; er weiß: die Natur ist gut und frei, zum Trost ihrer armen Kinder stets bereit und gegenwärtig. Die Welt ist schön trotz alledem und in allem.

Noch eine andere, nicht minder wichtige Folge zeitigte der Verlust des Gehörs. Laermans kam den Dingen nur noch mit dem Auge nahe, sein Gesicht wurde außergewöhnlich scharf, wie mit dem Messer schnitt es durch die Luft. Das war eine psychologisch begründete Notwendigkeit, die ein jeder an sich selbst erproben kann. Man blicke aus dem Fenster nach auf der Straße stehenden, sich lebhaft unterhaltenden Leuten. Die Worte sind nicht vernehmbar; die Bewegungen der Lippen, des Kopfes, der Hände, der Arme, des ganzen Körpers wirken in ihrer stummen Heftigkeit übermäßig deutlich, grotesk. Oder wir schauen in einen Tanzsaal hinein, ohne die Musik zu hören, da erscheinen uns die Wirbelbewegungen der Paare lächerlich, rätselhaft, ja unheimlich. Diese Art der Betrachtung wurde bei Laermans zu einer dauernden; das ganze Wahrnehmungsvermögen konzentrierte sich bei ihm im Gesicht, so daß dieses schließlich nicht nur die Formen, auch die Geräusche aller Gegenständlichen, die Sprache der Menschen vermittelte. Fast könnte man sagen, die gesteigerte Sehfähigkeit habe das Ohr ersetzt, und es habe eine völlige Umlegung der Sinne stattgefunden.

Nachdem man sich so die Welt in der unser Künstler lebt, die Struktur seiner Seele, die Eigentümlichkeit seines Sinneslebens — dessen Konzentration im Auge — klar gemacht hat, begreift man sofort das innerste Wesen seiner Bilder und deren Schönheit: Rückhaltlose Wahrhaftigkeit, nie verjagendes Mitleid, ein stilles, schmerzvolles Ausschauen nach dem Glück. Aber alles eben in Schönheit. Wie nur je ein moderner Künstler, sah Laermans sich aus seinem Werk eine Erlösung von allem Uebel und damit das Höchste, was



Der Blinde.

die Kunst zu geben vermag. Er bleibt nicht in der Wirklichkeit stecken, er hebt sich darüber hinaus und wird so jedem, der vor seine Bilder tritt, ein Führer in jenes Reich des Idealismus, das nicht aus Träumen besteht, sondern aus dem Zusammenleben vieler an sich häßlicher Einzelheiten zu einer klaren, volltönenden Harmonie. Laermans' Bilder geben uns Frieden.

Nicht jede Kunst ist für jeden. Aber ich möchte doch glauben, daß gerade die Männer und Frauen des Volkes am ehesten Laermans begreifen und nachfühlen können — ihnen, die da hungern und dürsten nach einem bisheren Schönheit, nach einem heiteren Sonntag in der Folge ihrer sauren Wochen, ihnen wird hier eine Offenbarung, die den Satten und Altsuffatten verjagt bleibt. Dieses Sinnes möchte ich einige Fingerzeige geben. — Ein „Blinder“ tastet seinen Weg dahin. Die Lider geschlossen, den Kopf aufgehoben, schreitet der Mann in Zurückhaltung und Zuversicht. Den Stab in der Linken, fahndet er nach etwaigen Hindernissen, die Rechte fast in ruhiger Straß die Hand der rüstig voraneilenden, kleinen Führerin. Ueber den Weg fällt ein Sonnenstrahl, das Symbol der tiefen Sehnsucht des in Dunkel-



Spaziergang.

heit Wandernden. Mit welcher genauen Kenntnis aller Eigentümlichkeiten in Körperhaltung und Bewegungen wurde nun der des Lichtes Verbannte gestaltet, wir spüren die verfeinerte Nervosität seiner Haut. Es ist ein Blinder in der ganzen Tragik seines Daseins, aber kein Wild des Schreckens. Die Sonne ist ihm genommen, und dennoch wärmt sie ihn, das Licht ist ihm fremd, aber es umkost und umfließt ihn. Fast scheint es, als fühle er gar nicht seine Hilflosigkeit, als fange er das Licht durch die Poren. — Schwer ist das Tagwerk des „Karrenschiebers“ und wenig kommt dabei heraus. Spärlich sind seine Ruhestunden und leicht zu zählen seine Freuden. Doch er achtete dessen nicht; die Anspannung all seiner Kräfte dünkt ihm ein Vergnügen. Der Rhythmus der Bewegung, des Ausschreitens, des Vorwärtsstoßens beherrscht ihn. Er senkt nicht; er, Frau und Kind, das Gefährt, die Baumkronen, die Luft, die Wolken scheinen von Musik umwoben. Ein zartes, lyrisches Klingen ist es, eine machtvolle, immer wiederkehrende Tonfolge, ein Lied von der Arbeit.

— Der „Trunkenbold“: ein schrilles Präludium des Todes. Ueber den bläulich-fahlen Schnee stolpert der Unselige, dem das Laster im Nacken hocht. Die ausgemergelte Frau mit dem Säugling für die verweilte Brust, die entarteten, Siechtum geweihten Kinder... ecce homo. Furchtbar ist das Schicksal — ewig die Liebe. Die Liebe des Weibes selbst zu diesem Manne, zu diesem Leben. Und hinter allem kommt eine Ruhe, die ersehnte Ruhe, von der das weit ausgebreitete, Felder und Fluren deckende Leintuch zu räumen scheint. — Das ist überhaupt etwas Wesentliches bei Laermans, die Natur sprechen zu machen. Ohne irgend welchen Aufwand an Neußerlichkeiten, mit einigen wenigen Hänschen, kahlem Gezweig, einem verrinnenden Flußlauf zaubert er geheimnisreiche Stim-

mungen. Ueber dem „verträumten Wasser“ scheint ein Klingen zu schweben, Dorffrieden, Weltfrieden. Das Leben ist allen Kümmernissen zum Trost doch lebenswert; wenn Humor gegeben, der kann sich sogar ganz behagliche Stunden schaffen. Die Alten, die verstehen's („Spaziergang“). Gemächlich spazieren sie beim wärmenden Abendwind durch die Straßen, schwärmen, loben die Vergangenheit und lösen alle Rätsel.

Das Wesen der Kunst besteht nicht im Wiedergeben der äußeren Welt, sondern im Gestalten der Gesichte, die diese greifbaren Dinge im Innern des Künstlers hervorrufen. Alle

Malerei ist ein Ringen mit der Natur — alle Malerei ist ein Symbol. Die Persönlichkeit des Künstlers bleibt immer die Hauptsache. Kunst ist nicht nur: einen Gegenstand mit all seinen Nuancen, seinen zartesten Feinheiten in Formen, Licht und Farbe, auf die Leinwand zu projizieren, so glaubhaft, daß der Beschauer die Wirklichkeit zu greifen meint — nicht nur die köstliche, delikate Abstimmung der einzelnen Töne, Linienbewegungen, Flächenbewegungen zueinander. Kunst ist ein Stück menschlicher Seele. Der Künstler gibt uns ein Teil seines eigensten Seins. Von seinem Besten gibt er uns. Eugène Laermans ist ein Künstler. —



Der Karrenschieber.

Im Lande des Champagners.

Von Wilhelm Holzamer.

Man fährt nach Reims, um den wunderbaren Dom zu besuchen, eines der hervorragendsten Denkmäler der französischen Gotik. Notre-Dame in Paris, die Dome zu Amiens, Rouen, Reims, was sind das für Wunderwerke! Und wie viele solcher besitzt Frankreich noch. Man steht vor dem Dome und pflegt Erinnerungen an Jeanne d'Arc, die einen Schiller suggeriert, ganz wie in Rouen. Aber sonst bietet Reims nicht viel des Interessanten, des Aeltertümlichen besonders, wie die alte Hafenstadt an der Seine, die auch an Kunstdenkmälern reicher ist. Und zudem in Reims ist uns eben nur der freie Platz vor dem Dome, auf den das große und prächtige Portal mit den beiden reichen Rosetten drüber mündet, von der Schillerischen Dichtung belebt; ganz Rouen aber wird uns zum Schauplatz des Johanna-Dramas, von Gasse zu Gasse eine Theaterdekoration für die Jungfrau, bis zu dem Platze, wo sie verbrannt wurde, bis zu der Stelle ihres Scheiterhaufens, die nun die eiserne Lilie des Maires von Hastings bezeichnet. Und Schiller, der diese fremden Städte mit dem geliebtesten, was die Franzosen verehren, bevölkert und belebt, er ist hier gänzlich ein Unbekannter. Und wie hat er selbst dies Land gesehen, das er uns mit seinen Augen zu sehen zwingt — Reims, Rouen, Orleans, die Loire —, er hat es den Franzosen redlich entlohnt, daß er der Bürger ihrer neuen Republik war.

Reims hat einige Sehenswürdigkeiten aus der Vergangenheit, einen römischen Triumphbogen, ein altes Gasthaus im gotischen Stile mit schönen Schnitzereien, das „Haus der Musikanten“ mit bildnerischem Schmuck — und man ist so ziemlich am Ende. Man kehrt zum Dom zurück, der nicht anzusehen ist.

Aber man ist im Lande des Champagners. Von Chateau-Thierry an beginnen die Nebenhänge. In ihrer Sonne reift schon ein vorzüglicher Wein. Man fährt die Marne entlang bis Epernay oder Châlons. Die Nebenhänge begleiten einen, bald näher tretend, bald ferner rückend. Ihre sanften Wellen umgrenzen die Ebene der Marne, die alten katalanischen Felder, wo die Sunnenschlacht stattfand. Der Süddeutsche könnte sich fast hier zu Hause fühlen. Die Gegend gleicht ganz und gar Rheinhessen. Sie hat die wechselnden Hügelzüge, wie etwa zwischen Oppenheim und Mainz, oder Oppenheim und Worms, nur daß die Ebene nicht von einem so breiten Silberband durchzogen ist, wie es der Rheinstrom in der Heimat bildet, und daß die schmale Marne nicht so nahe an die Berge herantritt, wie der Rhein es tut, der ihnen immer seinen Spiegel hinhält, und daß der Fluß hier sich des öfteren ganz in Büschen und Bäumen versteckt und sich zeitweilig ganz tief im wogenden Golde der reichen Saatkfelder verliert. Und oben die Höhen deckt dunkler Wald, wie im Rheingau oder an der Bergstraße. Und da wie dort, Dörfer grüßen her, die am Abhang lehnen, Weinberghäuschen blinken in der Sonne, rote Dächer leuchten und weiße Tücher winken aus den Wingerten. Viele Hände, die sich rühren zu ihrer Bebauung. Zwar macht die Bebauung der Weinberge hier nicht diese Mühe, wie etwa auf dem rechten Rheinufer, wo der Winzer mit der Spitzhacke den steinigen Boden roden muß, wo nur steile, steinige und schmale Pfädchen ihn zur Höhe führen, wo sein Weg schon eine Mühe ist und das Gelände für alle seine Arbeiten, vom Unkrautjäten und Düngspreiten bis zum Traubensammeln, äußerst ungünstig, oft sogar gefahrvoll ist. Hier ist, wie in Rheinhessen, überwiegend Kalkboden. Aber noch größer, ängstlicher ist wohl die Sorgfalt, mit der die kostbare Pflanze behandelt

wird. In den eigentlichen Champagnerdörfern zwischen Epernay und Reims beobachtet man des öfteren, daß lange Bektücher über die Nebenhänge gespannt sind, die zusammengezogen werden können, wenn die Sonne strahlt — und wie strahlt sie hier! — und ausgebreitet werden, wenn Unwetter droht. Die Hänge sind nicht so steil wie im Rheingau, nicht einmal wie in Nierstein und Oppenheim, so daß die Einrichtung möglich und nicht ganz illusorisch ist, — denn der Naentaler und Johannisberger, der Scharlachberger und Oppenheimer Goldberg, sie verdienen nicht minder der Gut und des Schutzes.

Die Weinberge sind hier im Gebiete der Marne ausgezeichnet gehalten, weit besser, als man es in manch anderen Gegenden Frankreichs sieht, wo der fruchtbare Boden auch noch Unkraut ernähren kann, ohne daß die Rebe leidet, und wo auch die Rebe gedeiht, ohne daß sie gepfählt und besonders gepflegt wird. Weder der französische Landmann, noch der französische Winzer hat so um den Ertrag seines Bodens mit dem Boden zu ringen wie der deutsche. Aber wie reich auch ein Boden sei, wie günstig die Lage der Weinberge, der Beruf des Winzers ist hart. Noch abhängiger von den Unbilden der Witterung als der Landmann, ist seine Pflanze, für die Quantität wie die Qualität ihres Ertrages noch ganz besonders abhängig von seinem Fleiß, seinem Verständnis, seiner Fleißigkeit und Sorgfalt. Vor wieviel lüchlichen Feinden und Zufälligkeiten nur hat der Winzer sein Gewächs zu schützen! Keinen Tag, keine Stunde geradezu darf er die Rebe außer acht lassen. Und in keiner Zeit des Jahres setzt seine Arbeit aus. Der Landmann hat Winterruhe — der Winzer hat sie nicht.

Der Champagnerwein ist aber noch ein besonderer Tropfen vor den anderen allen. Mit der Weinbergs- und üblichen Kellararbeit — die ja schon Mühe genug macht — ist ihm nicht genug getan. Er erfordert mehr. Er erfordert vor allen Dingen eine längere Lagerzeit. Während dieser und ganz besonders nach ihr noch eine besondere Behandlung, die Erfahrung, Kenntnisse, Geschicklichkeit und Fleiß zur Voraussetzung hat. Wie viele Menschen setzt er in Tätigkeit, wie viele Manipulationen müssen stattfinden. Er verlangt erst Ruhe, dann muß er wieder aufgerührt werden; Mischung im Faß, Ausreifen in der Flasche, ein langwieriger Prozeß, mit allerhand Nachhilfen. Das Auge wird gefragt, die Nase prüft, die Zunge bestätigt. Endlich ist er reif, in die Flasche eingesperret zu werden, bis er wieder befreit wird von ihr, um im Spitzglas oder der würdigeren Schale als der köstlichste aller Weine zu schäumen. Er ist der vornehmste Festwein, er ist selbst ein Fest. Im Dunkel des Kellers hat sich die Sonne in ihm befreit, die die Rebe eingetrunknen, und hat sich verbunden mit dem Blute, das die Traube gesammelt. Sonne und Blut, das sind die Ingredienzien des Champagners, die vier Elemente in den beiden, Feuer, Wasser, Luft und Erde. Der schmelzende Reichtum verschwendet den kostbaren Trank, ohne ihn genügend zu schätzen, der Armut ist er, wie so vieles, ein versagter Wunsch.

Die räumlich größte Champagnerkellerei ist die von Mercier in Epernay, aber ihre Marken können mit den großen Firmen in Reims, wie Pommery, Mumm, Cliquot, und Moët et Chandon in Epernay den Vergleich nicht aushalten, was die Feinheit anbetrifft. Die feinsten Champagnermarken liefern Cliquot, Pommery, Mumm, Moët et Chandon, Koederer, Heidsieck. Ihnen steht Pommery an Größe voran. Die Caves (Keller) dieser Firma sind nicht nur wegen ihrer vorzüglichen Einrichtung, ihrer Ausdehnung und Größe interessant, sie haben den besonderen Reiz einer eigentümlichen Entstehung. Man hat nämlich lange, in die Kreidestellen eingehauene

Gänge vorgefunden, zum Teil vielleicht sogar auf natürliche Weise entstanden und also Kreidestellen darstellend, und hat sie als Keller benutzt. Zudem man dann immer weiter den mächtigen Felsen nach allen Seiten unterhöhlt hat, gelangte man schließlich zu einer Flächenausdehnung von 58 Hektar, die das ganze Gebiet einnimmt. Die Galerien haben eine Länge von 15 Kilometern und eine Höhe von 30 Metern. Um sich in ihnen zurechtzufinden — sie stellen ein ganzes Labyrinth dar — hat jede Galerie ihren besonderen Namen. Sie sind alle elektrisch beleuchtet, und es ist ein Hin und Her von kleinen Postwagen, die Flaschen zubringen oder abführen in ihnen, wie in einem Bergwerk. Von der Größe des Geschäftes kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß das Haus jährlich drei Millionen Flaschen expediert und dann noch 12 Millionen Flaschen in Reserve hat. Diese Millionen lagern, wohl aufgereiht, benannt und gezählt, nach Jahrgängen bezeichnet, in den Galerien, und man geht staunend den Reichtum entlang. Und zwar ist das alles nur Champagner erster Lage, keine Eisane, d. h. zweiter Aufschuß. Damit befaßt sich das Haus nicht, wie alle ersten Firmen, die ihre ungeklärten Reste an kleinere Firmen abgeben. Der Champagner Pommery wird in zwei Caves hergestellt: Cave anglaise und Cave française, und zwar ist das englische Cave „Nature“ und „Extra Sec“, das französische „Sec“ und „Demisec“, für dieses zahlt man 8,50 Frank, für jenes 9,50 Frank ab Kellereien. Der Franzose trinkt den Champagner also süßer, der Engländer und Amerikaner trockener. Selten wird Likör beigegeben, für die Weine nach Amerika und England fast gar nicht, selten für die nach Deutschland und Rußland. Dieser Likörzusatz ist aber nichts anderes, als echter Zucker in Wein aufgelöst. Auch äußerlich ist an den Flaschen das Land zu erkennen, für die sie bestimmt sind. Die Flasche für England trägt die Nummer des Jahrganges und hat keine Kapsel, so daß die Staniolhülle goldstrobend über Flasche und Stopfen geht, Frankreich erhält nur eine weiße Etikette, Rußland das schwarze Halsband mit der Bezeichnung „Sec“, Amerika hat die gleiche Ausstattung wie England, hat aber eine Extrakapsel, so daß die Ausstattung ziemlich probig wirkt. Deutschland endlich erhält das schwarze Halsband mit der Bezeichnung „Sec“ und „Carte blanche“ und außerdem noch eine weiße Etikette mit dem Ausdruck: Pommery und Greno, Reims.

Die Kellereien von Pommery sind Modell für alle anderen, man besucht sie, um die Flaschenbehandlung des Champagners kennen zu lernen, und man erhält nicht nur bereitwilligst die Erlaubnis zu diesem Besuche, es wird einem sogar noch ein sach- und fachkundiger Führer beigegeben, der auf jede kleinste und laienhafteste Frage Antwort gibt.

Im ersten Saale, noch zu ebener Erde, werden die Flaschen gefüllt. Der gelagerte Wein, der hier in einem großen Faße beständig aufgefällt wird, fließt durch einen sinnreichen Apparat — alle Apparate sind hier sinnreich — in ein Duzend und mehr Flaschen zugleich. Diese gehen an die „Boncheure“ weiter, die sie stopfen. Sie arbeiten mit fabelhafter Schnelligkeit. Ein Arbeiter leistet pro Tag 5000 Flaschen. Freilich strengt die Arbeit Brust und rechten Arm dermaßen an, daß ein Mann nur sechs Wochen oder zwei Monate ständig arbeiten kann — er wird dann in einer anderen Abteilung verwendet. Die gefüllten Flaschen kommen nun zum Remueur, dem Umdreher, hinunter in die Keller. In besonders konstruierten Gestellen werden sie schief, mit dem Stopfen nach unten, in Löcher eingehängt. Drei Monate lang bleiben sie hier in der Arbeit des Umdreher's, die von ganz hervorragender Wichtigkeit ist. Die Hände dieser Arbeiter drehen so rasch und geschickt, daß man

ihnen die Anstrengung, die es kostet, nicht anmerkt. Durch Kreidestriche wird bezeichnet, wie weit die Flasche ist. Sie ist fertig, wenn aller Saft auf einer Seite am Stopfen liegen bleibt. Sie kommt nun zum Elektriseur. Ohrenbetäubender Lärm empfängt einen. Die Elektriseure stehen an ihren Hammerkästen und drehen unter fürchterlichem Spektakel der Dämmer die Flasche zwischen diesen. Die Arbeit hat den Zweck, die Flasche von allen Seiten mit der gleichen Stärke zu beklopfen, um die letzten Unreinheiten vom Glase innen zu lösen. Was bis dahin noch sitzen geblieben, das steigt nun an den Stopfen auf, und die Flasche kann zum Degorgeur, zum Entforker, kommen. Der schiebt den Stopfen in ein längs aufgeschnittenes Faß hinein — auch eine Kunst — um den Wein durch diese Prozedur den angesammelten Saft zu entnehmen. Er prüft danach die Kläre des Weins vor einer elektrischen Lampe, riecht an ihm, um die Reinheit des Bouquets zu prüfen — besonders ob der Stopfen keinen Geruch abgegeben — und die entforkte Flasche wird dann, in ein Gestell eingespannt, zum Doseur gebracht. Das ist der feinste Arbeiter des ganzen Stellers. Beim Entforken hat die Flasche natürlich ein wenig von ihrem Inhalt verloren, der Doseur füllt den kleinen Rest nach, je nach der Art des Champagners, in reinem Wein oder Liqueur. Dann — und das ist die besondere Kunst und Verantwortung dieses Mannes — hat er die letzte Prüfung auf Reinheit und Qualität vorzunehmen. Er behauptet, darin so gut wie unfehlbar zu sein, und es ist doch nur seine Nase, der er den schwierigen Entscheid anvertraut. Von einer ganz besonders feinen Konstruktion ist der

Füllapparat, in dem vier oder sechs Flaschen zur Nachfüllung eingesetzt werden und der keinen Tropfen verliert. Von dem Doseur kommen die Flaschen zum Boucheur, der die endgültige Stopfung vornimmt, dann zum Ficeleur, der die Drahtbefestigung macht. Der storker, der hier den feinbereiteten Wein zu verschließen hat, geht sehr vorsichtig zu Werke. Er arbeitet mit einem Rade, während die ersten Stopfer — boucheurs au tirage — einen Hebelzug zu ziehen halten.

Nach diesen Prozeduren, die vorwiegend der Weinbehandlung und Flaschenfüllung galten, kommt die Ausstattung der Flaschen an die Reihe. Der Agrafeur setzt über den Stopfen noch eine durchbrochene Hülle, die sich in den Halsring einbakt — sie hat wohl außer einem Schönheitszweck noch den, die Drähte zu sichern — dann wird die Staniolverklebung vorgenommen, die stapeln werden befestigt, die Etiketten werden aufgelebt und sofort erfolgt, nach vollendeter Ausstattung der Flaschen, die Verpackung in Kisten und Körbe.

Die Drahtgeflechte und Gestelle zur Befestigung der Körbe werden im Hause selbst hergestellt, die Spülung der Flaschen geschieht in Apparaten, die eine Wasserpression von 70 Kilogramm ausüben. Von der ersten bis zur letzten Einrichtung muß man stammeln, wie viel Scharfsinn und Erfindungsgeist hier aufgewandt sind, um all diese Konstruktionen zu machen, die in Maschinen, Leitungen, Transporten, die Geschicklichkeit der Menschen erhöhen, Zeit und Kraft sparen und Leistungen von einer Präzision und Feinheit hervorbringen, wie sie der menschlichen Hand allein kaum gelingen könn-

ten. Und in der gleichen Weise, wenn auch bei weniger ausgedehnten und vollkommeneren Einrichtungen, wird der Champagnerwein in den kleinsten Weinkellereien der alten Bischofsstadt behandelt. Es liegt nicht an der Behandlung, daß es Wertunterschiede gibt, es liegt an der Qualität der Jahrgänge und Lagen, an der Zeit der Lagerung — und hierfür entscheidet eben die Höhe des Betriebskapitals der Firmen. Von den feinen Lagen und Jahrgängen kann sich aber manchmal auch ein minder gespicktes Portemonnaie einen Tropfen leisten in den Tischen, die manche Häuser herstellen. Es sind freilich nur Nachweine, aber wenn man sich in einem guten Pariser Restaurant auf den Weinfestner verlassen kann, empfiehlt es sich wohl, in Ermangelung des Besseren, sich mit diesem Nachwein eine Stunde zu verschönen, wenn man „leben“ und zugleich auch sparen will. Aber den Kostwert, die ganze Kraft, Feuer und Fülle, die sucht der echte Genießer bei der süßen „Witwe“, bei dem vollen Moët et Chandon, bei dem trockenen Pommery, bei Mumm, Heidsieck, Moederer. Bei Montebello und selbst kleineren Namen findet sich gutes, wenn man die Jahrgänge kennt. Denn beim Champagnerwein ist's wie bei jedem Wein, es gehört Kennerschaft dazu. Die aber ist weniger eine Wissenschaft, als vielmehr eine feine und edle Kunst. Sie verlangt einen gepflegten Durst und erprobte Sinne. Sie zu vervollkommen, dazu gehört ein ganzes Menschenleben. Der rechte Trinker lernt nie aus. Genug ist ihm darin nicht genug — nur Maß muß er zu halten wissen, sonst geht seine Kunst und aller Genuß — im Stabensammer jämählich unter. —

Herz und Verstand.

Von Robert Seidel.

Wenn schon ein Armer zu mir kam
Und klagte schlicht mir seine Not,
Wie ihn verzehre fast der Gram,
Daß Weib und Kindern mangle Brot,
Da fehlte mir noch stets der Mut,
Zu sprechen auch von meinem Leid
Und daß des Schicksals blinde Mut
Mir's Brot versagt in schwerer Zeit;
Da war ich feig, mein Herz war weich,
Ich half, als ob ich wäre reich.

Wenn ein Entgleister zu mir trat,
Den eigne Schuld zu fall gebracht,
Und mich um eine Gabe bat
für eine Mahlzeit, Schutz bei Nacht,
Da fehlte mir noch stets der Mut,
Zu tadeln ihn ob seiner Schuld;
Mein Herz sprach gleich: Dem hat die Hut
Gefehlt der Liebe und Geduld;
Da war ich feig, ich fühlte gleich
Auch Schuld und gab, als wär' ich reich.

Mein töricht Herz, du bist zu weich! —
Komm härte mir es du, Verstand,
Und lege deine fessel gleich
Ans warme Herz mit kalter Hand;
Und lehre mich mit fremder Not
Aus eigener Schuld die harte Pflicht,
Zu sparen Mitleid Huld und Brot,
Weil sonst die Schuld sich rächet nicht.
O komm, Verstand, und schmiede hart
Mein Herz, wie's Gold der Gegenwart.

Da pocht mein Herz mit lautem Schlag
Und spricht zu mir: O laß mich sein,
So wie ich war bis auf den Tag,
Voll Mitleid und voll Sonnenschein.
Die Welt ist hart und liebeleer
für Not und Armut, Leid und Schmerz;
Verstand, den gibts wie Sand am Meer,
Doch selten ein erbarmend Herz.
Du Tor weißt nicht, wie Du bist reich,
Weil ich für fremdes Leid bin weich. —

♣ Sprüche. ♣

Es ist leicht, die Fehler anderer, aber schwer, die eigenen Fehler wahrzunehmen; die Fehler des Nächsten werden genau untersucht, die eigenen dagegen verborgen, wie der Sebelin seinen falschen Würfel zu verbergen sucht.

Der Mensch ist stets geneigt, andere zu loben; er blüht nur auf ihre Schwächen; dabei nehmen seine eigenen Leidenschaften stets an Driftigkeit zu und schließen jede Besserung aus.

Indische Weisheit.

Monatsnamen im Volksmunde. Die üblichen Monatsnamen stammen aus dem Lateinischen, sie sind so fest eingebürgert, daß die deutschen Bezeichnungen für die Monate, wenn wir sie überhaupt verstehen, uns fremd und gekünstelt erscheinen. Während die lateinischen Monatsnamen überall in deutschen Ländern und in dem größten Teile der Welt bekannt sind, sind die deutschen Monatsnamen in den verschiedenen Landesteilen nicht in gleicher Weise vertreten. Die rege wirkenden Vereine für Volkshunde haben der Feststellung der Monatsnamen auch ihr Interesse zugewandt. So bieten die Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkshunde verschiedene Aufzeichnungen über die Monatsnamen im schlesischen Volksmunde. Da finden sich für den Januar Frostmond, Frostmonda, aber auch d'r grouße Hornich (Hornung), für den Februar Hornung, Horn, aber auch d'r kleine Hornich, für den März Lenzmond, Lenzmonda, Lenz, für den April Grasmond, Graasmonda, für den Mai Wonnemond, Wunnemonda, für den Juni Brachmond, Broochmonda, für den Juli Heumond, Haemonda, Heumonda, Sommermond, Summerronda, für den August Erntemond, Ehrmonda, Hübemond, Hübemonda, für den September Herbstmond und Herbstmonda, für den Oktober Weinmond und Weinmonda, für den November Windmond und Windmonda, für den Dezember Wintermond, Christmond, Christmonda. Diese Zusammenstellung rührt von Lührer in Leutmannsdorf in Schlesien her. Sie gilt aber, wie Professor Siebs, der Herausgeber der erwähnten Mitteilungen, bemerkt, bloß für einen bestimmten Bezirk, denn er weist nach, daß in den verschiedenen Teilen Deutschlands, ja auch innerhalb einer Provinz dieselben Namen für verschiedene Monate und verschiedene Namen für den gleichen Monat gelten. Er setzt auch auseinander, daß die im Volk selbst entstandenen Namen hauptsächlich mit dem Wetter und dessen Wirkungen, den zeitgemäßen Vorgängen und Geschäften des ländlichen und häuslichen Lebens zusammenhängen, daß der geringere Teil der volkstümlichen Monatsbezeichnungen auf die christlichen Lesse zurückzuführen ist. Da nun je nach dem Klima oder sonstigen Umständen die landwirtschaftlichen Arbeiten in verschiedene Zeiten fallen, so erklärt es sich, daß die Monatsnamen des Volksmundes mit größerer Vorsicht für die Zeitbestimmung zu behandeln sind, als die offiziellen, aus dem Lateinischen stammenden Namen. So findet sich in verschiedenen Teilen Deutschlands der Name Volksmond für den November, den Dezember und den Januar, in anderen Landesteilen ebenso der Name Hartmond für diese drei Monate und auch noch für den Februar. Der merkwürdige Name Saumonat für den April hängt mit der Zeit der Saujagden zusammen. Den Namen Hornung, über den schon viel gestritten wurde, erklärt Siebs sprachgeschichtlich als Rotmond.

a. h.

Moloch. Wenn man von einer Sache sagen will, daß sie die alleridiotischsten Opfer auferlege, so nennt man sie wohl einen Moloch; z. B. ist häufig vom Moloch des Militarismus die Rede. Das ist ein ganz passendes Gleichnis. Schärfer läßt sich die Kulturfeindlichkeit des Militarismus kaum brandmarken, als durch den Vergleich mit Moloch; denn diese morgenländische Gottheit verlangte vom Menschen das härteste Opfer — das der eigenen Kinder. Der Molochberecher mußte bereit sein, zur Befähigung des zornigen Gottes Söhne und Töchter zu verbrennen. Das ist in großem Maßstabe geschehen bei den jüdischen Völkern, wo der Molochdienst zu Hause war, bei den Phöniziern und Sanaanitern, aber auch bei den alten Juden. An zahlreichen Stellen im Alten Testament wird darauf hingewiesen, daß das jüdische Volk dem Moloch oder Moloch zu Zeiten gehuldigt hat — am meisten zu Zeiten des Königs Manasse, der von 687—642 vor Christus regierte. Er ließ im Tale Ben-Hinnom dem Moloch eine Brandstätte errichten und seinen eigenen Sohn, wie Luther überliefert, „durchs Feuer gehen“. Das Beispiel des Königs fand eifrige Nachfolger bei seinen Untertanen: große Mengen von Juden opferten unter Manasse Söhne und Töchter auf dem Molochaltar im Tale Ben-Hinnom. Wohl eiferten

die Propheten auch hiergegen; aber Manasse brachte alle Opposition zum Schweigen, indem er die töten ließ, welche sich ihm widersetzen: „wie ein verzehrender Löwe fraß das Schwert eure Propheten“, sagt Jeremias. Auch unter Manasses Nachfolger Amos bestand der Molochdienst fort. Erst zu Zeiten des Königs Josias, als die Reformpartei, an deren Spitze die Propheten standen, zur Herrschaft gelangte, wurde den Göttern im Tale Ben-Hinnom ein Ende gemacht. Der Altar wurde zerstört. In dem Gesetzbuch, das gleichzeitig herausgegeben und der größeren Autorität halber auf Moses zurückgeführt wurde, findet sich ein strenges Verbot des Molochdienstes: wer sich in Zukunft des Verbrechens schuldig macht, seinen Sohn oder seine Tochter durchs Feuer gehen zu lassen, gleichviel ob Jude oder Fremdling, der soll vom Volke zu Tode gesteinigt werden. Wegen 600 v. Chr. wurden also bei den Juden diese schauerlichen Mitalmorde verboten. Bei den benachbarten Phöniziern dagegen waren sie um diese Zeit noch im Schwange. Auch hier gewann aber schließlich ein menschlicher Geist die Oberhand, zum mindesten bei den Bewohnern von Tyrus. Seit Jahrhunderten waren in der phönizischen Handelsstadt dem Moloch keine Kinder mehr zum Brandopfer gebracht worden, als 332 v. Chr. der macedonische Eroberer Alexander Tyrus belagerte. In dieser Notlage tauchte der Gedanke auf, zweifellos zurne Moloch den Tyrern, man müsse ihm Kinderopfer darbringen. „Und wenn nicht die Aeltesten, nach deren Rat alles geschah, sich widersetzt hätten“, sagt ein antiker Geschichtsschreiber, „so wäre zweifellos die Menschlichkeit dem grausamen Aberglauben erlegen.“ In ungechwächter Kraft bestand der Molochglaube zu dieser Zeit noch in der größten Tochterstadt von Tyrus, in der nordafrikanischen Handelsrepublik Karthago. 310 v. Chr. erschien der griechische Herrscher von Syrakus, Agathokles mit Seeresmacht auf afrikanischem Boden und brachte die Karthager in große Bedrängnis. Eine Hauptursache ihres Mißgeschicks erblickten sie im Zorne Molochs, der durch Kinderopfer beunruhigt werden müsse. Und zwar durch Kinderopfer, die durch ihre Klassenhaftigkeit wieder gut machten, was in der letzten Zeit gegen Molochs Ansprüche gesündigt worden. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß neuerdings viele Eltern den Gott um sein Recht betrogen hatten, indem sie heimlich arme Kinder ankaufte, tüchtig heraufzogen und dann an Stelle ihrer eigenen zum Opfer brachten; darüber mußte Moloch ja zürnen. Um das Veräumdete nachzuholen, wurden nun auf einmal 200 Kinder aus den angesehensten Familien von Karthago als Brandopfer angebracht. Außerdem bezogen 300 Väter ihre Mene darüber, daß sie jene Mitterunterdrückung praktiziert hatten, indem sie nun jeder eigene Kinder freiwillig zum Opfer darbrachten. 500 Kinder auf einmal wurden also bei dieser Gelegenheit dem Moloch zu Ehren verbrannt. Das geschah in Karthago auf eine besonders grausige Art. Man hatte eine eiserne Molochstatue von kolossalen Dimensionen. In ihrem hohlen Inneren wurde ein riesiges Feuer unterhalten. Die Kinder wurden lebend auf die beweglichen Hände des Gottes gelegt und diese mit Hilfe eines Mechanismus dem Feuerstrand genähert, in dem die unglücklichen Opfer plötzlich hineinstürzten. Nach dieser fünffachen Minderbekatomben fühlten sich die Karthager in ihrem Gewissen erleichtert. Und sie haben bis zum Untergang ihrer Stadt (146 v. Chr.) dem ungeheuerlichen Wahngeludigt, einer religiösen Pflicht zu genügen, wenn sie dem Moloch das Feueropfer opferten.

Aus der „guten alten“ Hutmacherzeit. Ewa mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts bekommt der Hut seine vollständige Bedeutung als Kopfbedeckung, denn noch ein und zwei Jahrhunderte vorher ging man ganz allgemein barhäuptig. Namentlich war es die abgeimpfte Kegeform mit aufgeschlagener Krempe, die sich meist allgemein Eingang verschaffte. Mit dem Auftreten dieses Hutes begegnen wir auch zum erstenmal (Nürnberg 1360) dem Gewerbe der Hützfappennacher oder Hutmacher. Das Material, aus dem damals die Hüte hergestellt wurden, bestand aus Seide, Sammet und Wolle. Es dauerte auch nicht lange, daß der Hut in seiner symbolischen gesellschaftlichen Bedeutung immer höher rückte und bald eines der Hauptklassenmerkmale wurde (Hürtenhut, Kardinalhut, Doktorhut, Vauerntappe usw.).

Nichts war während des ganzen Mittelalters wohl so sehr der Mode unterworfen, wie der Hut. Der dreißigjährige Krieg brachte den breitkrämpigen, an der Seite aufgenähten Schlapphut, das zu Ende gehende 17. Jahrhundert den dreieckigen französischen Hut, dem am Ende des 18. Jahrhunderts der noch heute moderne Zylinderhut folgte. Bei diesem dauernden Wechsel der Mode ist es denn nicht uninteressant, das Erstarren des Hutmachergewerbes zu beobachten, die Kämpfe der Gesellen mit den Meistern

zu verfolgen und sich die Preise anzusehen, die im Mittelalter für Erzeugnisse des Hutmachergewerbes im allgemeinen gezahlt worden sind. So wurde 1558 ein grünleibener Hut mit 1 Gld. 9 Gr. bezahlt, ein schwarzleibener mit 1 Gld. 15 Gr., ein Varet (1560) mit 1 Gld., eine Goldhaube mit 17 Gld. usw.

Das Zeremoniell bei den Hutmachern ließ an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit gegenüber dem der anderen Künste nichts zu wünschen übrig. So wohl beim Gesellwerden wie beim Meisterwerden wurden der handwerksmäßigen Tradition ebenso zahlreiche wie sonderliche Opfer gebracht. Gerade das Vorsprechen der Lehrlinge, auf das wir näher eingehen wollen, bot in jeder Hinsicht viel des Wunderlichen und handwerklich Charakteristischen, das gerade in dieser Hinsicht eine Spezialität der Hutmacher gewesen sein dürfte. Hatte bei den Hutmachern ein Lehrling seine Lehrzeit beendet, so mußte er auf der Herberge erscheinen. Bevor er jedoch trat, mußte er sovieler Sprünge über die Türschwelle machen, als er Jahre gelernt hatte. In der Stube wurde er sodann von den Gesellen empfangen, die ihm mehrere Hutformen übereinander auf den Kopf stülpten. Dann wurden die Hutformen wieder abgenommen und an ihre Stelle trat ein Hutmacher sich, durch dessen Sieböffnungen die Haare des Novizen gezogen wurden. Dann kam die Prozedur der Taufe, die darin bestand, daß ein als Mönch oder Geistlicher verkleideter Geselle ein Gefäß mit Wasser nahm und den Inhalt desselben dem Täufling über den Kopf goß. War die Taufe vorbei, kam das Kränzchen. Zwei Gesellen, gewöhnlich diejenigen, welche den Lehrling während des Taufaktes festhalten, schenkten dem Patenkind einen Kranz mit Bändern; aber auch der Täufling hatte sowohl Meister wie Gesellen mit einer Kränzpende zu bedanken. Nach dem Kränzchen kam ein Würfelspiel an die Reihe. Der Altgeselle spielte mit dem Gesellenkandidaten Würfel; so oft letzterer aber die Würfel ergreifen wollte, hielten ihn die anderen Gesellen mit Äulen über die Finger. Nachdem dann noch herumgefragt worden war, ob er bei diesem oder jenem Meister Arbeit bekommen könne, war die Zeremonie beendet und der Lehrling war ein regelrechter Hutmacher geselle geworden.

Während in der ersten Hälfte des Mittelalters es mit den Lehrjahren ziemlich genau genommen wurde, mußten die Lehrlinge späterhin zu einem großen Teil Gesindedienste im Haushalt des Meisters verrichten. Das eigentliche „Erlernen des Handwerks“ wurde gewöhnlich in das letzte Lehrjahr gesetzt. Diese Luste nahm derartig überhand, daß in einer württembergischen Zunftordnung (1685) ein Pausus aufgenommen werden mußte, der bestimmte: Der Meister sollte den Jungen zuvörderst ernstlich zur Verrichtung des Webens, wie auch zum fleißigen Kirchenbesuche anhalten und „nächst diesem zur Erlernung des Handwerks und nicht zum tälischen Hansposseken und Geschäft, wie Holz-, Wasser- und Kindertragen u. dergl. gebrauchen, ihn mit notdürftiger Speis und Trant und ordentlicher Liebenschaft versehen, nicht aber ihn mit grausamen Schlägen und Stößen, wie es öfter ganz unchristlicher Weise zu gechehen pflege, traktieren; jedoch bleibe dem Meister eine erträgliche Züchtigung unversehrt.“ Ähnliche Bestimmungen traten zu gleicher Zeit auch im Brandenburgischen, Hessischen und Bayerischen auf.

Auch das „Meisterwerden“ war bei den Hutmachern keine Kleinigkeit. Es war mit verhältnismäßig kostspieligen Ausgaben verbunden; namentlich aber nahm das sogenannte „Meisteressen“ einen derartig unheimlichen Umfang an, daß eine Polizeiverordnung für Ober- und Niederbairern aus dem Jahre 1616 befragt: es ist „ein großer unchristlicher Mißbrauch, der noch nicht allervollständig abgestellt ist, daß derjenige, welcher die Meistereisen macht, dem Vizemeister und anderen, die bei der Anfertigung und Beurteilung der Meistereisen anwesend sind, eine Mahlzeit und außerdem noch eine Berechnung geben muß, so wollen wir demnach jede Ortsobrigkeit mit nachdrücklichen Ernst verpflichtet haben, daß sie solche Mahlzeiten sowie jegliche Zehrung, insbesondere aber das Essen und Trinken, auch während der Zeit, in der das Meistereisen gemacht ist, selbst wenn der Stückmeister sich zu solcher Bereitung geneigt anbietet, gänzlich abstelle und dafür den Biermeistern eine leidliche Berechnung oder Entschädigung für ihre Mühe bestimme; doch soll diese Ergözung für jeden der Biermeister höchstens einen Gulden betragen dürfen.“ Recht durchgedrungen sind aber anscheinend derartige Erlasse nicht, denn noch zweihundert Jahre später finden sich ähnliche Verordnungen im Brandenburgischen, die wohl gleichfalls wirkungslos verpufft sind.

Nachdruck des Inhalts verboten!